

Nr. 220 Bydgoszcz / Bromberg, 25. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Gesche liebte die Dämmerung, die kein Ja und kein Nein war, die die Farben verblassen ließ und die Geräusche der Straße verschluckte. Es war ihr die liebste Stunde des Tages. Joachim wußte das. Darum hatte er damals auch noch nicht die Stehlampe angesteckt. Am Fenster saß er und rauchte seine Zigarre. Gesche konnte ihn eben noch erkennen. Manchmal glühte die Asche seiner Zigarre auf.

„Die Leute auf der Straße scheinen durch den Nebel zu schwimmen. Dies Wetter erinnert mich an eine gewaltsame Erkundung des Franzmannes bei Tahure. Es war auch im November. Wir wurden ihn erst gewahr, als er schon durch das Drahthindernis hindurch war. Um ein Haar wäre ich damals schon in Gefangenschaft geraten."

„War das in dem Jahr, als du zu Weihnachten Hanna Wieking kennenlerntest?"

„Ja, das wird schon stimmen."

„Hanna Wieking habe ich sie eben genannt, und sie heißt doch Hanna Hinzpeter. Merkwürdig will es mir vorkommen, Joachim, daß noch eine andere Frau deinen Namen trägt. Würdest du mir mehr von Hanna erzählen?"

„Ungefähr weißt du alles. Wir sind ja nur vierzehn Urlaubstage beieinander gewesen."

„Sonderbar ist das."

„Am sonderbarsten war es vielleicht, daß wir uns in der ersten Viertelstunde unseres Beisammenseins miteinander verlobten. Allein hätte ich wohl nicht den Mut dazu gefunden, aber Hanna hat mir geholfen. Auch das klingt noch verquer; Hanna allein war es, die die Stunde packte.

„Ich hätte es nicht fertiggebracht."

„Ich weiß es, Gesche. Aber in dieser Feststellung ist weder ein Vorwurf für dich noch für Hanna. Eure Naturen sind so verschieden, daß sich kaum eine Brücke von einer zur andern schlagen läßt."

„Klein komme ich mir oft neben ihr vor; ich habe Angst, daß du — daß ich nicht bin wie Hanna."

„Liebe Gesche, du bist anders als sie, aber dies „anders" ist doch kein Wertmesser."

„Was hat sie gesagt, als du ihr mitteiltest, daß du dich von ihr scheiden lassen wolltest? Ich kann mir denken, daß sie, auch in ihrem jetzigen Zustande, schwer an der Trennung von dir trägt."

„Ich habe es ihr nicht gesagt, Gesche."

Ein Rascheln kam aus der Ecke, wo Gesche auf der Truhe saß. Joachim hörte einen Ruf tiefsten Erschreckens. „Du hast es ihr nicht gesagt?"

Joachim stand auf und setzte sich neben Gesche auf die Truhe. Er spürte fast körperlich das Gewicht der Stunde.

„Aus mehreren Gründen mußte ich ihr gegenüber schweigen. Erstens — daran ist nicht der mindeste Zweifel — hätte sie die Tragweite der Erklärung nicht erfaßt, zweitens war die Gefahr da, daß ich in den gleichmäßigen Ablauf ihrer Tage Unruhe und Aufregung gebracht hätte —"

Er schwieg. Die beiden Gründe, die er eben so klar aneinandergereiht hatte, schlossen ja einander aus, entbehrten der Logik. Rasch schloß er: „Außerdem fehlte es mir einfach an Mut."

„So ist Hanna noch immer in dem Glauben, daß sie deine Frau ist?"

„Ich möchte es annehmen. Denn es ist nicht damit zu rechnen, daß die Anstaltsleitung ihr den Gerichtsbeschluß mitgeteilt hat."

„Aber das geht doch nicht!"

„Was geht nicht, Gesche?"

„Daß Hanna sich noch als deine Frau betrachtet."

„Warum nicht, Gesche? Komm, gib mir deine Hand. Wenn Hanna noch in dem Wahn lebt und in diesem Wahn glücklich ist, so wollen wir ihr dies kleine Glück lassen. Sie nimmt niemand etwas weg. Auch dir nicht, Gesche. Glaubst du mir das?"

Hatte sie genickt? Wegen der Dämmerung konnte Joachim es nicht mehr wahrnehmen. Aber er merkte, daß sie gewaltsam den Atem zurückhielt, daß sie starr nach den Fenstern blickte, die wie graue Vierecke vor ihnen hingen.

„Du sollst dich nicht quälen mit Gedanken, die für dich wie Bleigewichte werden können. Dazu bist du nicht robust genug. Es ist gar kein Grund zum Grübeln vorhanden."

„Sag' mir ehrlich, Joachim, wie du heute zu Hanna stehst."

„Das will ich gern tun. Ich denke an sie wie an eine liebe Tote. Sie ist ja auch gestorben. Was von ihr noch lebt, hat nichts gemein mit dem Menschen, der nur Frohsinn und Heiterkeit und Lebensbejahung kannte. Nur an ihre Briefe brauche ich zu denken, die sie mir ins Feld geschrieben hat. Keck und frisch war wohl ihr Ton. Immer sprach daraus einer, der das bunte, wirre Leben spielend zu meistern verstand, der keinen Zweifel kannte, sondern gefühlssicher seinen Weg ging. Um so tragischer ist ihr Geschick. Doch niemand vermag etwas daran zu ändern. Auch du nicht, Gesche. Wissen sollst du — es ist das nicht leicht hingeredet! — daß nichts zwischen dir und mir steht. Wäre das der Fall, so wärest du nicht meine Frau. Stolpere nun nicht über Zwirnsfäden, sie könnten wachsen und zu gefährlichen Stricken werden, zu gefährlichen Stricken für dich. Und du sollst nicht stolpern. Ich habe dich lieb, kleine Gesche!"

Ganz dunkel war es geworden. Eine Straßenlaterne warf wunderliche Lichtstreifen an die Decke. Gesche hatte sich dicht an ihren Mann gedrängt wie ein Vogel, der sich vor den Gefahren der Nacht verkriecht. Furchtsam sprach sie: „Du hast eben von den Briefen gesprochen, die Hanna dir geschrieben hat. Hast du sie noch?"

„Nur noch einige. Alle habe ich nicht durch Lazarett und Gefangenschaft hindurchretten können. Warum fragst du?"

„Nicht schelten, Joachim. Eine Bitte habe ich: daß du mich Hannas Briefe lesen läßt. Nein, du sollst nicht glauben,

daß Neugierde mich zu meiner Bitte treibt —" Sie zauderte und sprach dann hastig weiter: „Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Kennenlernen möchte ich Hanna, den Menschen, dem du wie mir deinen Namen gegeben hast und mehr als deinen Namen. Hineindenken möchte ich mich in sie. Mir ist, als könnte ich dann eher frei werden von dem Gefühl, daß ich ihr etwas genommen habe."

„Kleine, liebe Närrin! Es hat niemand auf der Welt ein Recht auf mich als du allein. Wegen der Briefe habe ich ja ein wenig Sorge, daß sie für dich eine neue Belastung werden könnten. Doch ich will gern deinen Wunsch erfüllen. Aber denke beim Lesen auch daran, wieviel Jahre inzwischen vergangen sind. Bei jedem Wort steht nur ein „Es war!" — aber nicht mehr."

Er stand auf, um an den Schreibtisch zu gehen.

Sie hielt ihn zurück. „Nicht jetzt, Joachim. Morgen will ich sie lesen, wenn du im Geschäft bist."

„Nicht vergessen, Gesche: eine Tote hat sie geschrieben."

*

Wie zu einer feierlichen Handlung rüstete Gesche am nächsten Vormittag die Stube. Nicht die kleinste Unordnung durfte sein. Und dann holte sie vom Gärtner einen Strauß weißer Winterastern und stellte ihn auf den Schreibtisch. Nun konnte sie das verschnürte winzige Päckchen öffnen.

Ein Paßbildchen fiel heraus, abgegriffen, abgestoßen. Lachende Zuversicht sprach aus den Augen, jeder Gesichtszug war ein gesundes Ja. Wie oft mochte Joachim dies Bild in Händen gehabt haben! „Einen Menschen von gleichem Blutschlag haben, dann wird Schweres leicht." So hatte Joachim einmal zu ihrem Vater gesagt. In der ersten Zeit war das gewesen, als er von seinen Fronterlebnissen erzählt hatte. Damit hatte er Hanna gemeint. Das Bild, das sie jetzt in den Händen hielt, hatte ihm hinweggeholfen über die Schrecknisse des Grabens. Ein mystischer Talismann war ihm das Bild gewesen. Nie hatte er es ihr gezeigt, er hatte nie davon gesagt, daß er es besaß. Warum nicht? Gingen seine Gedanken noch immer heimlich nach dem Päckchen? Taten sie es auch dann, wenn er mit ihr sprach?

Gesche machte eine abwehrende Bewegung. Unwürdig fast kam sie sich vor. Schnell griff sie nach einem Brief von Hanna, als wolle sie von ihr lernen. Es war der Brief, den Hanna geschrieben hatte, als Joachim von Rostock an die Front zurückgekehrt war.

„Mein lieber Mann!

Zum erstenmal darf ich so schreiben. Ich fühle einen unbändigen Stolz, daß ich Dich meinen Mann nennen darf. Und daraus magst Du närrischer Kerl mit einigem Recht folgern, daß ich Zeit meines Lebens nur einen Ehrgeiz haben werde: Deine Frau zu sein. Mein Leben ist erfüllt, seit ich Dein geworden bin. Ich verlange nicht mehr, als Dein bleiben zu dürfen.

So. Ich mußte es Dir einmal sagen, Du dummer Bub, wenn es auch gar nicht zu mir paßt, daß ich mit pathetischen Worten um mich werfe. Und heute mußte ich es Dir sagen. Denn Du sollst meinen Brief am ersten Fronttag vorfinden und damit wissen, daß er, dieser Tag, ganz anders ist als alle früheren. Du hast jetzt Deine Hanna. Ich werde es fühlen, wenn Gefahr um Dich ist. Aber sie wird Dir nichts tun. Mein Kinderglaube, über den Du lächeln magst, ist nicht zu erschüttern. Weder Krieg noch sonst etwas auf der Welt kann Dich mir nehmen. Fast möchte ich schreiben: Ich werde es nicht dulden! Soll man mit mir machen, was man will; ich werde nicht klagen und mit dem Schicksal hadern. Nur an dem Tage hätte ich keine Lebensmöglichkeit mehr, wollte ich auch keine mehr haben, da — nein, ich will dies „da" überhaupt nicht zu Papier bringen. Du kennst es.

Heute morgen bist Du abgefahren. Nachgewinkt habe ich Dir und habe nicht geweint, weil ich Dir das Herz nicht schwer machen wollte. Aber als ich dann nach Hause kam und in unser Zimmer ging, in dem ich nun wieder allein bin, da — ach, Dummer, Du mußt nicht alles wissen. Nur das hat mir diese erste Stunde des Alleinseins eingehämmert, daß wir nicht nur durch das Gesetz verbunden sind — das sagt nicht sehr viel —, sondern daß wir zueinander gehören, solange wir unser bißchen Leben haben.

Du wirst aus dem Kriege zurückkehren. Was dann wird, weiß ich nicht, will es auch nicht wissen. Alles ist nebensächlich. Nur eins nicht: unsere Ehe.

Ich habe es Dir gesagt, bevor Du weggingst: Oft will ich Nachricht von Dir haben. Wenn es geht, täglich. Deine Briefe, und wären es Fetzen, werden mich über diese Zeit des Wartens hinwegbringen.

Mutter kommt eben herein und sagt: „Wer hätte es vor vier Wochen gedacht, daß Du heute an Deinen Mann ins Feld schreibst. Grüß ihn! Das Allerbeste wünsche ich ihm: die Heimkehr zu Dir."

Vom Wünschen spricht Mutter. Ich aber weiß es, daß Du wiederkommen wirst zu

Deiner Hanna."

Gesche ließ den Brief sinken. Sie fühlte eine körperliche Schwäche, als habe sie eine unerhörte Anstrengung hinter sich.

Ein Wort aus Hannas Brief hatte sich festgehakt. „Wir gehören zueinander, solange wir unser bißchen Leben haben." Sie lebten noch beide — Joachim und Hanna. War es gleichgültig, daß Hannas Gedanken abgesunken waren und Irrwege gingen? Oder galt das Wort noch heute? Auch dann noch, wenn — Gesche — zwischen beide getreten war?

Ganz unbewußt band sie die Briefe wieder zusammen. Sie war schlechthin außerstande, auch die andern zu lesen. Sie hätte das Päckchen nicht anrühren sollen. Joachim hatte recht gehabt. Es war nicht nur eine schlimme Nervenprobe gewesen; sie hatte etwas begangen, was man Diebstahl nennen konnte. Mindestens hatte sie eine Insel betreten, die sie nicht betreten durfte.

Ob sie, wenn sie sich je in einer ähnlichen Lage befinden sollte wie Hanna, wohl auch an Joachim ähnliche Briefe schreiben können würde? Und würden sie ihm dasselbe bedeuten? Oder entschied auch hier die Einmaligkeit? Galt dies Gesetz für jede Ehe? —

Gesche tat ihre Vormittagsarbeit, aber ihre Gedanken waren bei Hanna, die da glaubte — ob mit Recht oder nicht, war unerheblich — Joachims Frau zu sein.

Mittags bat Gesche ihren Mann, die Briefe wieder wegzuschließen.

„Du hast recht gehabt, das Lesen hat mich arg mitgenommen. Ein willensstarker, aufrechter Mensch spricht aus den Briefen. Ich habe heute vormittag gewünscht, daß ich wie Hanna wäre."

„Das sollst du nicht. Denn es gibt tausend Antworten auf das alte Rätsel, das Weib und Frau heißt. Eine Lösung heißt Hanna, eine andere Gesche. Und keine braucht sich vor der andern zu verstecken. Bleib, wie du bist. Dann ist alles gut."

*

Das Erlebnis mit Hannas Briefen — es war ein Erlebnis — wirkte lang in Gesche nach. In jeder Stunde dachte sie an die Kranke in der Heilanstalt Sachsenberg, suchte sich hineinzufühlen in deren Denken, das stehengeblieben war, als man ihr gesagt hatte, daß Joachim nicht wiederkomme. Dies Stehenbleiben war eine Bestätigung dessen, was in dem Briefe stand: keine Phrase hatte Hanna geschrieben, sondern blanke Wahrheit. Gesche spürte etwas wie Neid. Das auch können! Dazu Kraft haben. Bewußt tun, was das Geschick mit Hanna getan hatte. Letzte Erfüllung mußte das sein.

Allmählich ließ der Alltag das Denken an Hanna etwas verblassen. Joachim schien zu wissen, was in seiner Frau vorging, und vermied es, von Hanna zu sprechen. Er schob unmerklich das Gespräch auf ein anderes Geleise, wenn der Zufall seine erste Ehe, die kaum eine gewesen war, aus dem Dunkel der Jahre heraushob. Er umgab Gesche mit einer rührenden Sorglichkeit, dachte oft daran, daß der Medizinalrat sie verglichen hatte mit einer Treibhauspflanze, die der Pflege bedürfe.

Zu Weihnachten beabsichtigte er, eine Woche Urlaub zu nehmen. Er fragte Gesche, ob sie Lust habe, mit ihm eine Reise ins Gebirge zu machen.

Gesche blickte ihn lächelnd an. „Kannst du dir mich vorstellen im Skianzug oder am Steuer eines Schlittens? Mir liegt das alles nicht. Was ich möchte, weißt du."

„Jessenow?"

„Du hast es erraten. Aber wenn du lieber willst, daß wir in die Berge fahren —"

„— so bist du selbstverständlich auch bereit, dies Opfer für deinen Mann zu bringen. — Sag mir doch, was ich nicht von dir verlangen kann! Ich glaube, dein Mund ist gar nicht so gebaut, daß er ein Nein sprechen könnte."

„Ach, Joachim, mein Ehrgeiz ist ja, so zu dir zu stehen, wie Hanna es von sich in ihrem Brief schreibt: Ich will denken wie du! — Man kann ja mit gutem Recht sagen, daß Hannas Leben um deinetwegen ausgelöscht sei. Meinst du, ich würde mich weigern, dasselbe Opfer zu bringen, wenn —"

„Halt auf, Mädel! Dumme, liebe Gedanken wachsen hinter der Stirn meiner kleinen Madonna. Setz dich zu mir. Vom Weihnachtsfest in Jessenow wollen wir sprechen. Der Gedanke einer großen Winterreise war nicht viel mehr als ein Scherz. Weißt du schon, wie wir Vater eine Weihnachtsfreude machen können?"

(Fortsetzung folgt.)

Der goldene Becher.

Eine alte Geschichte von **Carola Ihlenburg**.

In der Hirschstraße in Ulm steht ein altes Patrizierhaus. Der weiße Hof mit den braunen geschnitzten Umgängen ist totenstill, nur der dämonische Wasserspeier läßt sein ewiges Flüstern in den schimmernden Trog fallen. Keine Blume blüht an den Stockwerken, kein Teppich, keine Decke liegt dort aus, kein Kind zeigt sich an den Fenstern. Es ist das Haus des Studenten von Ulm.

Große Krieger sind zu Ruhm gelangt, fromme Männer sind unsterblich geworden. Dichter und Narren, Kraftmeier und Goldmacher, Erfinder und getreue Knechte haben bis auf den heutigen Tag ihre klingenden Namen behalten, ihre Grabsteine werden gelesen, ihre Bildnisse gesucht. Es ist sicher, daß sie irgend etwas getan haben müssen, was Grauen oder Bewunderung erregt über ihr Grab hinaus; etwas was über die Ordnung der Umwelt hoch hinausging.

Was hat denn der Student von Ulm getan? Warum zeigt man sich heute noch das stille vornehme Haus in der Hirschstraße und zeigt und beschreibt den Fremden den Weg dorthin? — Er hat nicht einmal darin gewohnt, der arme Student. Er war der Sohn eines kleinen Handwerkers in den engen Gassen über der Donau. Ob er klug war oder nur mittelmäßig begabt, bescheiden oder anmaßend, leidenschaftlich oder langweilig, das weiß kein Mensch. Jedenfalls war er arm, denn er gab Unterrichtsstunden gegen Entgelt. Da er die drei schönen Töchter des Bürgermeisters auch zu seinen Schülern zählte, ist es wohl anzunehmen, daß er sympathisch, wohlerzogen und gewandt war.

Der Unterricht fand im Wohnzimmer des Hauses statt, das, von drei schönen jungen Töchtern belebt, ein lachendes, singendes Haus gewesen sein soll, üppig ausgestattet, voll von sorglosem Leben und gutem Wein, reichen Kleidern und schwerem Hausrat.

In seinem weiten Studentenmantel betrat der junge Lehrer die prachtvollen Räume, um dann im Wohnzimmer die verwirrenden jungen Patrizierinnen zu finden. Er warf dort den Mantel ab und ließ alsbald seinen Zeigefinger über die Verse von Vergil oder Homer wandern, um die feine Erziehung seiner Schülerinnen zu vollenden.

Zur Erfrischung hatte die eine der Schönen ein Viertel Wein getrunken und den leeren Becher auf die Kommode gestellt, auf der auch der Mantel des Studenten in romantischen Falten ruhte. Dieser Becher nun war von purem Gold, geschmückt mit einer feinen Reliefarbeit. Ehe es Essenszeit wurde, brach der Student auf und kehrte in die unteren Gassen heim.

Es dauerte aber nicht lange, so wurde im Hause des Bürgermeisters der Verlust entdeckt, dieser beklagenswerte, unheilvollste Verlust des goldenen Bechers. Erblaßt standen die Töchter, zornrot wühlte die Mutter Schiebladen, Kissen und Hausrat durcheinander — vergebens. Der Bürgermeister selbst, als er verärgert aus dem Rat kam, kniff die Lippen ein und befahl eiskalt, daß der Hungerleider von einem Studenten verhaftet würde. „Sein Mantel lag auf der Kommode", sagte die jüngste Tochter. — „Ich hatte den Becher daneben gestellt!" sagte die älteste. Die dritte bestätigte beides, und untereinander bestätigten sie es siebzigmal, daß es so gewesen wäre.

Die Verhaftung geschah inzwischen und entrückte den Studenten aus dem kummerlosen Leben der Umwelt. Man hörte von ihm, daß er peinlich befragt und, seines unehrerbietigen, heftigen und frechen Leugnens wegen, zum Tode verurteilt worden sei.

Die Tage vergingen düster, der Becher blieb verschwunden. Der letzte Morgen graute dem Verurteilten, der in seiner Not nach dem Teufel schrie, nach allem heidnischen Trug der Vorzeit, was ein schauerlicher Beweis für die Finsternis in seiner Seele sein mußte.

Am Hause des Bürgermeisters vorbei führte man ihn zur Richtstatt auf den Galgenberg. Hinter den geschlossenen Fenstervorhängen kauerten die schönen Töchter mit wachsbleichen Lippen, die Bürgermeisterin saß schweratmend in ihrem Bett, und der Herr des Hauses und der Stadt fing plötzlich selber noch einmal an, in der Kommode und darunter zu suchen, indem er mit einem Stecken unter das Möbelstück fuhr. Es fand sich nichts.

Die schwere Angst, die sich über das Haus gelegt hatte, wollte nicht weichen. Das Münster lag in Nebel und Regen, kein Schritt war in der Gasse zu hören. Da geschah es. Vater und Töchter hatten in zunehmendem Fieber, ohne einander in die Augen zu sehen, zum hundertsten Male die Kommode untersucht, hatten dem großen, schweren eichenen Stück einen kleinen Ruck versetzt, und mit leisem Klirren fiel zwischen Mauer und Möbel etwas nieder, was dort eingeklemmt gehangen hatte. Es war der Becher.

Die Töchter schrien gellend, die herzustürzende Bürgermeisterin fiel in Krämpfen zu Boden, aber der Bürgermeister stürzte zur Treppe und befahl dem erstbesten Diener, ein Pferd zu satteln oder auch ungesattelt davonzureiten, nur schnell, mit Windeseile, zum Richtplatz.

Es geschah. Wie ein abgeschossener Pfeil sauste der Bote zum Galgenberg. Die Hufe seines Pferdes schlugen blaue und grüne Funken aus dem Pflaster der Gassen.

Er kam zu spät. Der Student war schon gerichtet, nachdem er in seinem sündhaften Irrsinn noch ausgerufen hatte: „So wahr ich unschuldig bin, sollen zwei Kröten aus meinem Grabe springen!"

Der Bürgermeister und seine Frau wurden schwermütig udn starben bald darauf. Die drei schönen Töchter blieben unvermählt, mit verborgenen Gesichtern gingen sie dahin.

Aber eine Stimme erhob sich und wurde immer lauter, ein Finger streckte sich aus, und tausende folgten ihm. „Der Student! Unschuldig ist er hingerichtet worden! Unschuldig durchs Richterschwert gefallen!" Mütter sagten es ihren Kindern, Reisende trugen es in die Welt hinaus. „Der Student, der Student von Ulm!" hieß der arme, namenlose Handwerkersohn bald, und sein seltsamer Ruhm, der auf keine Taten und keine großen Eigenschaften hinweisen kann, wuchs auf zu einem furchtbaren, unsterblichen Mal, das aller Welt zuschrie: „Halt und bedenke!" Seinen Grabstein aber verzierte man damals mit einer kopflosen Gestalt und zwei Kröten, wie er noch zu sehen ist, namenlos. —

Dies ist die Geschichte des Studenten von Ulm, den das Volk nicht vergessen konnte, sondern dessen Andenken sich wachsend vererbte, obgleich er kein Krieger, kein Goldmacher, Dichter oder gewaltiger Narr gewesen ist, sondern nur ein armer Jüngling, der in Verzweiflung zu Tode kam.

Der weiße Hof des alten Hauses, das jedes Kind einem weisen kann, ist still. Keine Blume blüht an den geschnitzten Umgängen. Es ist bis heute ein verfluchtes Haus, in dessen Mitte nur noch der alte Wasserspeier seine ewige einsame Mitteilung flüstert.

Warum welken die Blätter?

Eine naturkundliche Plauderei.

Von Dr. Hermann Herberge.

Das Verfärben und Fallen des Laubs ist ein Erlebnis, das wir Bewohner der gemäßigten Zone vor den Tropenmenschen voraus haben, aber die Zeiten sind vorbei, in denen dieser Naturvorgang nur mit Schwärmereien oder Todesbetrachtungen begleitet wurde. Wir kennen seine biologischen Ursachen, und dies stimmt uns schon nüchterner. Trotzdem ersticken wir nicht in uns die Empfänglichkeit des künstlerischen Menschen, und wer es ermöglichen kann, wandert zu Landschaften, die reich an laubabwerfenden Gehölzen sind.

Bilder von eigenartigstem Reiz finden wir da in unseren deutschen Wäldern, aber noch viel mehr Farbentöne als sie weisen einige fremdländische Bäume und Sträucher auf, vor allem solche aus Nordamerika. Manchen von ihnen begegnen wir heute in unseren Gärten und Wäldern schon so häufig, daß wir sie gar nicht mehr als Gäste empfinden, wie den wilden Wein, die Roteiche, den Silberahorn und die Kastanie. Als Baumschulraritäten erscheinen uns dagegen der japanische Lackholzbaum, die persische Parrotie, der Amerbaum, der Tulpenbaum, womit nicht etwa die Magnolie gemeint ist, der Blumenhartriegel und der japanische Zierwein. Vom hellsten Gelb bis zum glühendsten Rot prangen diese Laubhölzer, bevor sie ihr Blätterkleid abwerfen, und es bleibt ein Wunder, wie die gleichen chemischen Veränderungen der Pflanzensäfte sich unserem Auge so mannigfaltig offenbaren.

Die grüne Farbe der Blätter rührt von einem Farbstoff her, dem sogenannten Chlorophyll. In den einzelnen Zellen liegt dieses in Gestalt kleiner Körner eingebettet, aber nicht als einheitlicher Farbstoff, sondern als Mischung eines gelben und dunkelgrünen Farbstoffes. Im Herbst wandern nun die grünen Teile aus den Blättern in den Holzkörper, die gelben aber bleiben in den Blättern und werden mit ihnen abgeworfen. Je nach der Menge der ausgewanderten grünen Chlorophyllteile sind daher die abgeworfenen Blätter mehr oder weniger grün bis hellgelb. Die Mischungen zwischen Gelb und Rot verursacht dagegen rotgefärbter Zellsaft, der entweder schon vorhanden war oder jetzt erst entsteht. Diese Rötung ermöglicht der Pflanze eine bessere Ausnützung der Wärme der schon schräger herabkommenden Sonnenstrahlen. Auch die rötliche Färbung der jungen Triebe vieler Gehölze im Frühling ist daraus zu erklären.

Die letzte Anstrengung, die unsere Laubgehölze im Herbst machen, gilt der Sammlung von Vorratsstoffen für den nächsten Frühjahrstrieb. Wir müssen die sentimentale Vorstellung von dem Absterben der Natur im Herbst aufgeben, denn es ist nicht einmal ein richtiger Schlaf. Bevor die Blätter, die ihren Dienst getan haben, herabwehen, setzen Baum und Strauch schon Knospen an, und deren Entwicklung fördern sie selbst in winterlicher Frostzeit weiter. Es ist daher ein Zeichen von Naturfremdheit, wenn man im Vorfrühling auf einem Spaziergang plötzlich entdeckt, daß der oder jener Zweig „schon Knospen" hat. Aus dem gefrorenen Boden können die Wurzeln nur nicht soviel Feuchtigkeit saugen, wie gesunde Blätter verdunsten würden, und das Wasser könnte auch nicht in die Krone steigen, weil es unterwegs gefrieren würde, und so muß sich die Pflanze der Blätter entledigen und sich auf kaum wahrnehmbare Lebensvorgänge beschränken. Bevor aber das Laub von den Zweigen losgelassen wird, muß es alle brauchbaren Nährstoffe hergeben. Zum Schluß bildet sich dann an den Blattstielen eine Korkschicht, die dem Blatt die weitere Saftzufuhr abschneidet, und damit wird es von seinem Nährboden abgestoßen. Die gleiche Wirkung hat der Frost, wenn er vorher den Zellsaft über Nacht hart werden läßt. Daher sehen wir nach der ersten Nacht, in der sich die Quecksilbersäule unter Null zurückzog, die dürren Blätter stärker herabrieseln.

Nicht in jedem Herbst entfaltet sich die Laubfärbung in gleicher Buntheit. Bei anhaltendem Herbstregen oder sehr frühen starken Frösten fällt das Laub sehr rasch, ohne schöne Farben zu entwickeln. Ist dagegen der Herbst trocken und sonnig, dann hält sich das Laub nicht nur länger, es durchläuft auch langsam alle Farben, deren es fähig ist. Auf trockenem leichten Boden gibt es im allgemeinen reichere Herbstfarben als auf nassem und schwerem Erdreich.



Rätsel-Ecke



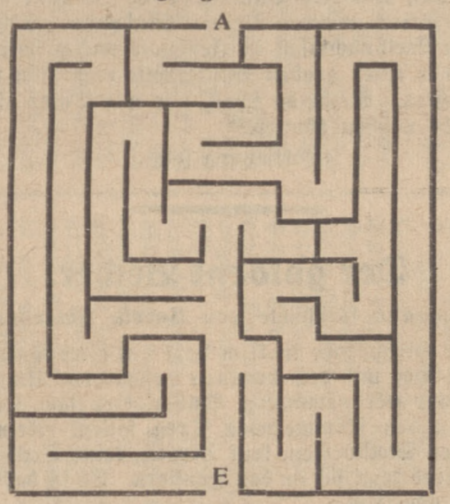
Welchen Beruf hat —

Herr F. Ruse
Emden

Obiger Herr übt einen Beruf aus, der saisonmäßig begründet ist. Den Beruf kann jeder finden, der die Buchstaben der obigen Anschrift umstellt. (ü = ue)
Wie heißt die Berufsbezeichnung?

*

Irrgarten.



Gehe bei E (Eingang) hinein, um (ohne in eine Sackgasse zu laufen oder an den alten Platz zu kommen) nach A (Ausgang) zu gelangen.

*

Figuren-Rätsel.

Die Wörter:

Magda, See, E, Meer, Ovid

sind in anderer Reihenfolge so untereinander zu stellen, daß nicht nur die Form einer Frucht gebildet wird, sondern auch die Anfangs- und Endbuchstaben einen zeitgemäßen Ausruf ergeben.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 214

Leiter-Rätsel:

R			F
E	B	R	O
B			R
H	A	S	E
U			L
H	E	I	L
N			E

Rebhuhn — Forelle.

Rösselsprung:

Frauenherz und Frauenseele,
Wie so tief, ach! wie so innig,
Wie so duldend und ergeben,
Wie so heilig, wie so sinnig!

Ewig hoffend und vertrauend,
Ewig träumend, ewig wagend,
Immer sprudelnd, nie versiegend,
Ewig glaubend, nie verzagend.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.